



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www-klett-cotta.de

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© Torsten Schulz

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung zweier Fotos von

Huhn: © Getty Images / Gary John Norman

Zug: © Topic Photo Agency / Corbis

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-93971-2

I

Einmal – wir kannten uns ein paar Wochen, aber ich weiß nicht, ob wir da schon Freunde waren – stand ich mit Nilowsky auf dem Bahndamm unter einer dieser Wolken, die vom Chemiewerk herüberkamen und grünlich gelb von den Schwefelabgasen waren. Nilowsky schloss die Augen und hielt das Gesicht nach oben, sodass für mich, der ich einen Kopf kleiner war als er, sein langer Hals noch länger und sein großer Adamsapfel, der bei jedem Schlucken eindrucksvoll hoch- und runterging, noch größer erschien. Er atmete tief ein und sagte: »Du musst diesen Gestank, den nach faulen Eiern, richtig einsaugen musst du den, und deine ganze Körperwärme, die ganze, die musst du zum Einsatz bringen, und dem Schwefelwasserstoff, dem bleibt dann nichts anderes übrig, als zu Wasser und zu Schwefeldioxid zu verbrennen. Das ist gesund und gibt dir Kraft. Und riechen tut es dann auch nicht mehr.«

Ich staunte über Nilowskys Chemiekenntnisse, obwohl mir der Zusammenhang nicht logisch vorkam. »Aber die Körperwärme«, wandte ich ein, »ist die denn so groß?«

»Die ist, wenn du willst, dass sie so groß ist, wenn du das unbedingt, wenn du das hundertprozentig willst, ist sie auch so groß. Das ist sie. Verstehst du, wie ich das meine?«

Ein Lächeln zog über sein Gesicht, und ich sagte, um seine Freude nicht zu stören: »Ja, ich verstehe.«

Ich schloss ebenfalls die Augen, hielt das Gesicht nach oben und atmete die stinkende Luft so tief ein, dass ich heftig husten musste und mich fast übergeben hätte. Nilowsky klopfte mir auf den Rücken und meinte: »Deine Körperwärme, die ist noch nicht groß genug. Aber das macht nichts, du hast es, wenigstens hast du es versucht.«

Ich öffnete die Augen und sah zu ihm hoch. Er lächelte mich an und sagte: »Komm! Wir gehen ein Stück.«

Ich folgte ihm an den Gleisen entlang, und er erklärte mir, dass man Schwefelwasserstoff aus Eisensulfid und Salzsäure herstellt und Eisensulfid nichts anderes sei als ein Gemisch aus Eisenpulver und Schwefelpulver, das erhitzt werden muss, um zu Eisensulfid zu werden. Ich dachte, hoffentlich ist bei dem, was ich eingeatmet habe, nicht noch ein bisschen Salzsäure dabei gewesen. Unwillkürlich begann ich wieder zu husten und spuckte auf die Gleise, um die Salzsäure loszuwerden, während Nilowsky weiter erklärte, dass dieser Schwefelwasserstoff zwar ziemlich giftig sei, aber gleichzeitig gut für die Blutdruckregelung.

»Wie geht denn das?«, fragte ich, »Gift für die Blutdruckregelung? Und was hat man denn von geregelterm Blutdruck, wenn man tot ist?«

»Das geht eben«, sagte er, »das ist, Chemie ist das eben. Außerdem: Warum soll man bei Gift, warum soll man da gleich tot sein? Jedenfalls du, du lebst doch auch noch. Und ich ebenfalls. Ich sowieso. Und so soll's bleiben. Will ja noch heiraten, will ich. Und Kinder kriegen.

Also zeugen, Kinder zeugen, damit du mich nicht falsch verstehst.« Er hielt inne, und plötzlich sagte er: »Pass auf, jetzt gleich, gleich kommt der Vierachtzehner, jetzt kann wieder Geld gedruckt werden!«

Er holte einen seiner vielen Groschen, die er immer bei sich trug, aus der Hosentasche und legte ihn auf die Schiene. Der Vierachtzehner kam, pünktlich auf die Minute, vier Uhr achtzehn, wie an jedem Nachmittag. Wir liefen ein Stück die Böschung hinunter, trotzdem riss uns der Zugwind fast die Haare vom Kopf. Ich presste meine Hände auf die Ohren, weil ich Angst hatte, taub zu werden. Nilowsky hingegen lachte laut, mit weit offenem Mund und steil nach oben ausgestreckten Armen. Kaum dass der Zug vorbei war, sprang er zu der Stelle, an der er den Groschen auf die Schiene gelegt hatte. Der Groschen war so platt, wie er nur platt sein konnte, und so rund und breit wie ein Markstück. Nilowsky sagte: »Jetzt ist er verwandelt, das ist er, und veredelt ist er, und Spuren von ihm, die bleiben, für immer bleiben die an den Rädern des Zuges, kleben bleiben die und fahren durch Deutschland, durch Frankreich fahren die, durch Spanien. Mein Groschen, die Spuren von meinem Groschen, bis nach Spanien und noch weiter.«

»Aber die Zugstrecke«, wandte ich ein, »führt doch von Nord nach Süd, nach Südost genauer gesagt, nicht nach West. So kann man's auf dem Stadtplan sehen.«

»Denkst du etwa«, entgegnete Nilowsky, »man kann den Stadtplänen glauben? Das müsstest du doch eigentlich längst wissen mit deinen vierzehn Jahren, oder hast du noch nie was davon gehört, dass wir in einem Land leben, in dem Stadtpläne vom Staat gefälscht werden, hast du das noch nie gehört? Damit die Bevölkerung nie

weiß, wo sie sich eigentlich befindet, ganz zu schweigen von den Zügen, die immer woanders hinfahren als auf den Plänen angezeigt. Hast du davon noch nichts gehört?»

»Nein«, antwortete ich und war mir sicher, dass es das einzig Richtige war, ihm in diesem Punkt nicht zu widersprechen. Stattdessen fragte ich: »Was machst du denn mit den verwandelten Groschen?«

»Was ich mit denen mache? Ganz einfach: Die sind mein Schatz, den hüte und beschütze ich, den Schatz, wie's sich eben gehört. Dafür wird er mich beschützen, wenn's drauf ankommt, das wirst du schon noch erleben, wirst du das.«

Er sagte es mit einem Trotz, dem etwas Optimistisches anhaftete, und ich dachte in diesem Moment daran, wie ich ihn, Reiner Nilowsky, ein paar Wochen zuvor überhaupt zum ersten Mal gesehen hatte. Kerzengerade hatte er hinterm Fenster vom *Bahndamm-Eck* gestanden, dessen Gardine zur Seite gezogen war. Er hatte ein Bierglas trocken geputzt und dabei neugierig abschätzend zu mir geschaut.

Ich war gerade von der Ladefläche des Umzugswagens gestiegen, doch bevor ich auf seinen Blick reagieren konnte, legte sich eine Hand auf seine Schulter. Ich sah nicht den Menschen, der zu dieser Hand gehörte, ich sah nur, wie die Hand ihn vom Fenster wegzog und Nilowsky sich zu diesem Ausdruck optimistischen Trotzes durchrang, den ich noch öfter an ihm wahrnehmen sollte.

2

Die Wohnung, in die wir, meine Eltern und ich, im September 1976 zogen, befand sich im dritten Stock des Eckhauses, in dem auch das *Bahndamm-Eck* war. Von meinem Zimmer aus sah ich den Bahndamm, kaum mehr als fünfzig Meter entfernt. Hundert Meter weiter stand das Chemiewerk, in dem mein Vater als leitender Ingenieur arbeitete. Diese neue, herausfordernde Arbeit, wie er sie nannte, auf dem Gebiet der Pharmazie, war der Grund für unseren Umzug gewesen. Ich hatte sein Fach, die Chemie, nie gemocht, nun aber hasste ich es. Ich hatte nicht aus Prenzlauer Berg fortziehen wollen, wo ich geboren worden war und mich wohl fühlte. Und schon gar nicht hatte ich an den Rand von Berlin gewollt, zu den laut ratternden Zügen, die das Eckhaus von unten bis oben zum Vibrieren brachten, zu den Schwefelabgasen, die sogar durch die Ritzen der geschlossenen Fenster drangen.

Nicht nur mein Vater, auch meine Mutter war glücklich mit dem Umzug. »Endlich mal ein kurzer Arbeitsweg«, sagte sie. »Und das bisschen Geruch – gar nicht der Rede wert.«

Kein Wunder, sie war Sekretärin in einem kleinen Büro gewesen, in dem es nach jahrzehntealten Aktenordnern roch. Jetzt arbeitete sie in diesem Chemiewerk als Chefsekretärin des Betriebsdirektors.

Von meinem Fenster aus sah ich meine Eltern, wie sie frohgemut, ja beinahe wie frisch verliebt das Haus verließen und durch die Bahndammunterführung in Richtung Chemiewerk gingen. Eine Stunde später musste ich zur Schule, in meine neue Klasse, in der ich ebenso wenig heimisch werden wollte wie in diesem Haus am Bahndamm. Nach der Schule fuhr ich ein ums andere Mal nach Prenzlauer Berg, um ehemalige Klassenkameraden zu treffen oder einfach durch die Straßen zu ziehen. Wenn ich abends von der S-Bahn-Endstation nach Hause lief, schaute ich bewusst nicht nach links und rechts, als sei jeder Blick auf meine neue Umgebung Verrat an meinen Gefühlen.

Eines späten Abends, drei Wochen nach unserem Umzug, war die Gardine des Kneipenfensters wieder zur Seite gezogen. Ich deutete das als Zeichen, und so kam ich ein Stück von meinem selbstverordneten Desinteresse ab und blickte durchs Fenster in die Kneipe. Ich sah Nilowsky hinterm Tresen Gläser spülen und Bier eingießen. Ich sah drei alte Männer an einem fleckigen Sprelacarttisch Karten spielen, ein vierter lag rücklings auf mehreren nebeneinandergestellten Stühlen. Er schnarchte, wie ich an den Bewegungen seines Mundes erkennen konnte. Einer der Kartenspieler rüttelte an ihm, aber der Mann schnarchte weiter. Nilowsky musste mich aus den Augenwinkeln wahrgenommen haben, denn er gab mir mit einer knappen Bewegung seines Kopfes ein Zeichen hereinzukommen. Als ich zögerte, lief er zur Tür hinaus und sagte: »Komm rein! Draußen servier ich kein Bier.«

Das hatte nichts von der Umständlichkeit, mit der er später oftmals redete. Das hatte den bärbeißigen Witz

eines Wirtes oder eben eines Siebzehnjährigen, der so tut, als sei er ein Wirt.

»Wer bist *du* denn?«, rief mir einer der Kartenspieler zu, und der, der den Schlafenden gerüttelt hatte, sagte: »Setz dir zu uns!« Ich zog mir, überrascht wie ich war, einen Stuhl an den Tisch, und der dritte Kartenspieler fragte: »Kannst Skat?«

Mit dieser Frage schien die vorherige, wer ich sei, nicht mehr von Interesse zu sein. »Nein«, antwortete ich, »leider nicht.« Und Nilowsky rief vom Tresen rüber: »Der wohnt erst seit ein paar Tagen hier.« Das klang wie die Begründung dafür, dass ich nicht Skat spielen konnte. »Komm«, sagte er, »fass mal mit an!«

Er deutete auf den Schlafenden, und der, der ihn gerüttelt hatte, meinte: »Na, endlich. Wird ja Zeit, dass der wegkommt.«

»Du hältst ihn am Kopf, da hältst du ihn, ich zieh die Beine«, ordnete Nilowsky an. Ich nahm den Kopf in beide Hände, Nilowsky packte die Oberschenkel, und so hievten wir den langen, dünnen Alten von den Stühlen herunter, während er weiterschlieft und schnarchte, ohne dass sich sein riesiger Adamsapfel dabei bewegte.

»Der is so besoffen, der merkt von nischt wat«, sagte der, der von mir wissen wollte, ob ich Skat spielen kann, und der, der mich gefragt hatte, wer ich denn sei, meinte zu Nilowsky: »Wenn dein Alter weiter so säuft, is er bald für immer weg.«

Wir zogen Nilowskys Vater, Beine voran, durch einen dunklen Flur. Weil ich fürchtete, der Kopf des Alten könne vom Hals abreißen, bemühte ich mich, ruckartige Bewegungen zu vermeiden. Wir zogen ihn bis in sein Schlafzimmer, in dem es nach Bier und Schweiß

und Zigarettenqualm stank. Dann hieften wir ihn aufs Bett, Nilowsky warf die Bettdecke über den Kopf des Vaters und sagte: »Könnte ihn umbringen, jetzt könnte ich das, wieder mal, wäre ganz einfach, ihn umzubringen, ganz einfach wäre das, einfach zudrücken, bis er keine Luft mehr kriegt. Aber würde schnell gehen, zu schnell würde das gehen, das Totsein, das wäre ja keine Qual für ihn, das wäre zu einfach, keine Qual ist nicht gut, hat er nicht verdient.«

Nilowsky nahm die Bettdecke vom Gesicht des Alten und erklärte: »Das war's. Muss wieder nach vorne, muss ich.«

Ich folgte ihm in den Gasträum, in dem die Skatspieler neue Biere forderten, die Nilowsky sogleich zu zapfen begann. Zu mir sagte er nur noch: »Danke dir. Mach's gut.«

Das klang so entschieden, dass ich, ohne ein Wort zu erwidern, hinausging. Ich fühlte mich gekränkt, denn ich hatte den Eindruck, er hatte mich nur hineingebeeten, um seinen Vater wegzuschaffen.

Ich nahm mir vor, Nilowsky fortan nicht weiter zu beachten. Doch am nächsten Nachmittag beobachtete ich durch die offen stehende Kneipentür eine Szene, von der ich, schon als ich sie sah, wusste, dass ich sie wohl nie würde vergessen können: Ich sah, wie der Vater mit einem Feuerhaken auf seinen am Boden liegenden Sohn einschlug. Auf Rücken und Beine schlug er und auf die Arme, die Nilowsky schützend an den Kopf gepresst hatte. Im Rhythmus der Schläge brüllte der Vater: »Du hast mir nich anzufassen, is dir det klar, dass du mir nich anzufassen hast?« Nilowsky antwortete nicht. Er wimmerte vor sich hin, während der Alte abermals brüllte:

»Ob dir det klar is, ein für allemal, dass du mir nich anzufassen hast?«

Ich rannte in den Hausflur und die Treppe hoch. Ich schämte mich, Zeuge dieser Demütigung geworden zu sein, die ich, weil ich noch nie verprügelt worden war – nicht von meinen Eltern, von niemandem –, im Grunde genommen gar nicht nachvollziehen konnte. Ich fragte mich, ob ich ihm irgendwie hätte beistehen müssen. Ob die offen stehende Kneipentür gewissermaßen eine Aufforderung gewesen war, etwas für ihn zu tun. Ich hatte das Gefühl, versagt zu haben, wollte allein sein und schloss mich in mein Zimmer ein. Später rief mich meine Mutter zum Abendbrot. Als ich nicht reagierte, klopfte sie und rüttelte an der Tür. »Hast du was zu verbergen?«, fragte sie mich. »Oder warum schließt du ab?«

»Ich schliesse ab, weil ich nicht hier wohnen will!«, schrie ich durch die geschlossene Tür, aber meine Mutter ging nicht darauf ein.

Mit Nilowsky sprach ich nie über das, was ich gesehen hatte, nicht einmal eine Andeutung machte ich. Ich fand auch nie heraus, ob er oder sein Vater mich überhaupt bemerkt hatten.

3

In den nächsten Tagen wagte ich mich nicht vor das Fenster oder die Tür der Kneipe. Wenn ich nach Hause kam, huschte ich in den Hauseingang und rannte die Treppe hoch, um so schnell wie möglich in unsere Wohnung zu gelangen. Vom Fenster meines Zimmers aus sah ich dann zum Chemiewerk hinüber und wünschte mir, dass es in Flammen aufgehen möge. Vielleicht reichte ja ein Leck in einer Rohrleitung, damit sich eine kleine Pfütze aus Säure bildete, die sich durch eine geworfene Zigarettenkippe in unaufhaltsames Feuer verwandelte. Meine Eltern sollten nicht sterben bei diesem Brand, aber ein für allemal nach Prenzlauer Berg zurückziehen.

Wenn sie sich am Abendbrottisch über ihre Arbeit unterhielten, tat ich so, als hörte ich überhaupt nicht hin. Einmal allerdings fiel es mir schwer, mein gespieltes Desinteresse aufrechtzuerhalten. »Ich frag mich«, sagte mein Vater, »weshalb die Afrikaner ausgerechnet zu uns ins Chemiewerk kommen müssen. Die begreifen noch nicht mal, was man ihnen erklärt, und am Ende lungern sie irgendwo rum, und man muss aufpassen, dass sie nicht heimlich saufen oder rauchen und die Sicherheit gefährden.«

»Das ist internationale Solidarität«, erwiderte meine Mutter. »Da läuft nicht immer alles so einfach. Dafür

sind das eben Entwicklungsländer, aus denen die Menschen kommen.«

Die Afrikaner, so erfuhr ich aus dem weiteren Gespräch, waren schon seit fast vier Monaten in einer Wohnbaracke am Rande des Chemiewerks untergebracht. Und da internationale Solidarität offenbar eine Sache mit Geheimnissen war, wusste niemand im Werk, wie lange sie bleiben würden. Meinem Vater war aufgetragen worden, sie zu betreuen, und ich freute mich, dass zumindest diese Aufgabe ihm ausgesprochen missfiel.

Ein paar Nachmittage später suchte ich nach der Baracke. Es war nicht schwer, sie zu finden. Ich musste nur durch die Bahndammunterführung und etwa dreihundert Meter links entlang durch ein Waldstück, schließlich kam ich auf einen Trampelpfad, der direkt zu dem rotgelb angestrichenen Holzhaus führte. Die Abgase des Chemiewerks zogen über das Haus hinweg und vermischten sich mit einem daraus aufsteigenden stechenden Ingwerknoblauchgeruch, der den Schwefelgestank fast übertünchte. Diesen Geruch hatte ich bislang noch nicht gekannt. Er war so eigenartig und intensiv, dass ich mir sicher war, ihn nicht mehr zu vergessen.

Kein Mensch war zu sehen, nichtsdestotrotz hielt ich einen Abstand von mindestens dreißig Metern und verbarg mich außerdem hinter einem Baumstamm. Ich dachte: Möglicherweise wird einer dieser faulen, undisziplinierten Afrikaner irgendwann einmal seine Zigarettenkippe in eine Säurepfütze werfen. Havarie im Chemiewerk, das wäre was. Und dann hätten meine Eltern hier nichts mehr zu tun, und wir würden wegziehen.

Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. »Na, suchst jemanden?« Es war Nilowskys Vater. Ein Grinsen, das mir irgendwie freundlich erschien, spielte um seinen Mund. Trotzdem jagten mir die vom Saufen verquollenen Augen in dem knochigen, rot geäderten Gesicht Angst ein. »Kann ick dir vielleicht helfen, wenne jemanden suchst?«

»Ich suche niemanden«, antwortete ich und bemühte mich um eine feste Stimme.

Das Grinsen von Nilowskys Vater wurde immer breiter. »Wenne die Neger sehen willst, musste später kommen. Die sind noch uff Arbeit. Aber die Weiber kochen schon.«

»Ich weiß, dass die noch auf Arbeit sind«, behauptete ich. Und Nilowskys Vater, kurz und bündig: »Klar weißte das. Dein älterer Herr is ja zuständig für die.«

Das klang wie eine Drohung, auf eine bestimmte Art aber auch respektvoll. Und dieses altmodische *Dein älterer Herr* – so hatte noch niemand meinen Vater bezeichnet. Am liebsten hätte ich den alten Nilowsky gefragt, was *er* denn eigentlich hier mache. Doch das traute ich mich nicht. Stattdessen sagte ich: »Ich bin nur auf 'm Spaziergang hier. Die Gegend erkunden.« Das hörte sich nach Rechtfertigung an, und darüber ärgerte ich mich. Nilowskys Vater nickte verständnisvoll. Sein Grinsen verschwand jedoch nicht.

»Na denn spazier mal schön weiter«, rief er, drehte sich um und ging den Trampelpfad zurück.

Ich wartete ein paar Minuten, dann machte ich ebenfalls kehrt. Als ich den Bahndamm passierte, entdeckte ich Nilowsky. Er saß an der Böschung und zählte Geldstücke in seiner Hand. Hoffentlich, dachte ich, bemerkt

er mich nicht. In diesem Moment hob er den Kopf und schaute zu mir. Er stand auf, steckte die Geldstücke in seine Hosentasche und kam auf mich zu. Er hinkte etwas. Ich dachte sofort: Das kommt von den Schlägen mit dem Feuerhaken.

»Na, hat er dich gesehen, als du an der Baracke warst? Ist ja kein Wunder, wenn er dich gesehen hat. Ist ja immer an der Baracke, immer wieder ist er da. Aber drin ist er nie. Nie, der Feigling. Schleicht bloß immer rum, aber drin nie, immer nur rum um die Baracke. Die dreckige Sau.« Nilowsky hatte sich in Rage geredet. »Was hat er gesagt? Oder wollte er was von dir wissen, einfach nur irgendwas von dir wissen?«

»Er dachte, ich suche jemanden.«

Nilowsky lachte. »Was ich selber denk und tu, trau ich jedem andern zu. Kennst du nicht das Sprichwort?«

»Ja«, sagte ich. »Kenne ich.« Und Nilowsky: »Na also.« Er kam näher an mich heran. »Bist du nicht neugierig? Wenn ich dir so 'n Sprichwort sage und nichts weiter dazu?«

»Doch«, antwortete ich. Und Nilowsky darauf: »Komm mit!«

Ich folgte ihm an der Böschung entlang und versuchte, sein Hinken zu ignorieren. Aber je schneller er ging, desto stärker hinkte er, und umso weniger gelang es mir, nicht darauf zu achten.

»Ich werd' dir was verraten«, sagte er. »Ich werd' dir verraten, warum er immer an der Baracke herum-schleicht. Kommst du nämlich nicht drauf, warum er da immer an der Baracke. Ohne reinzugehen, immer nur drum herum.« Nilowsky lachte schadenfroh und wiederholte abermals: »Immer nur drum herum, die Niete,

die hässliche versoffene Niete.« Er kicherte hämisch. »Du glaubst es nicht, du glaubst es einfach nicht. Aber ich verrat es dir. Du warst, bei der Baracke warst du, und deshalb verrat ich es dir. Er ist nämlich, die dreckige Mistsau ist scharf, scharf wie Nachbars Lumpi. Kennst du nicht das Sprichwort? Auf Neger-Wally, die hat's ihm angetan, auf die ist er scharf.«

Er blieb stehen und sah mich kurz an, prüfend, erwartungsvoll, ehe er weiterhinkte und ich ihm wieder folgte.

»Und Neger-Wally«, fragte ich, wobei mir die Frage mehr wie eine Feststellung vorkam, »die wohnt in der Baracke?«

»Nein«, antwortete Nilowsky. Es klang amüsiert: Wie könne ich nur auf so was kommen. »Neger-Wally, die wohnt auf der anderen Seite vom Chemiewerk, da wohnt Wally, auf der anderen Seite. Aber zu Besuch, sie ist oft zu Besuch in der Baracke. Bei den Afrikanern ist sie oft. In der Baracke, da kochen sie, und saufen tun sie und tanzen, und das ist noch nicht alles, was sie da machen in der Baracke, Wally und die Negermänner, und ein paar andere Frauen sind auch dabei. Mein Alter, der ist scharf auf Wally, aber er traut sich nicht rein in die Baracke. Und wenn er besoffen ist und die Kneipe zu und er glaubt, dass er allein ist, verflucht er sie. ›Geile Fotze‹, sagt er, ›du blöde geile Fotze‹, und reibt seinen Schwanz, die geile Sau. Bis es ihm kommt, reibt er seinen Schwanz. Und ich klau ihm die Groschen aus der Kasse, wenn er seinen Schwanz reibt und Wally ›Geile Fotze‹ nennt, und er kriegt das gar nicht mit, so geil ist er, die dreckige Mistsau.«

Nilowsky blieb wieder stehen und holte aus seiner

Hosentasche eine Handvoll Groschen hervor. »Da, guck sie dir an die Groschen, alles meine jetzt. Aber du verrätst mich nicht, ist das klar!«

Er schaute mir in die Augen, bittend, drohend, ich hätte nicht sagen können, was von beidem überwog.

»Ist klar«, versicherte ich, wie jemand, der mit fester Stimme einem Befehl zustimmt.

Nilowsky nickte zufrieden, dankbar, wie mir schien. Dann sagte er, fast schroff: »So, muss jetzt allein sein. Hab zu tun.«

Wieder dieses abrupt Abschließende. Aber es irritierte mich nicht mehr. Es kam mir, seltsamerweise, fast schon vertraut vor.

»Klar«, sagte ich. »Bis bald, tschüss«, und ging, verwundert darüber, dass ich »Bis bald« gesagt hatte, davon. Ich wusste nicht, ob ich ihn denn tatsächlich bald wiederzusehen wünschte oder ob ich ihm nur Sympathie zeigen wollte, weil ich gesehen hatte, wie er verprügelt worden war und weil ich eigentlich Angst vor ihm hatte.